

Sächsische Vorzeitung und Elbgaupresse

Verlags- und Druckerei: Amt Dresden Nr. 31302
Verlag: Elbgaupresse Dresden

mit Loschwitzer Anzeiger
Tageszeitung für das östliche Dresden und seine Vororte.

Bank-Konto: Allg. Deutsche Credit-Anstalt, Dresden
Post-Konto: Nr. 512 Dresden

Dieses Blatt enthält die amtlichen Bekanntmachungen des Rates zu Dresden für die Stadtteile Blasewitz, Loschwitz, Weißer Hirsch, Bühlau, Rochwitz und Laubegast (II. und III. Verwaltungsbezirk) der Gemeinden Wachwitz, Niederpoyritz, Fohrerwitz, Pillnitz, Weißig und Schönfeld, sowie der Amtshauptmannschaften Dresden-N. und Dresden-N.

Verlag: Elbgaupresse Dresden und Verlagsanstalt Hermann Beyer & Co., Dresden-Blasewitz. — Verantwortlich: Eugen Berner Dresden.
Christen täglich mit der Beilage „Kronen-Warte“ und „Amst. Kur- und Fremdenliste“. Der Bezugspreis: Anzeigen werden die 6spaltige Petit-Zeile mit 20 Goldpfennigen berechnet, Resten die 4 gespaltene Zeile wird jeweils am Wochenschluss bekanntgegeben; bei den Postanstalten 8500 mal Schilling. Anzeigen u. Resten mit Platzverdrängen und schwierigen Charakteren werden mit 50% Zuschlag berechnet. Schluss der Anzeigenannahme vorm. 11 Uhr. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen oder Plätzen, sowie für telephonische Aufträge wird keine Gewähr geleistet. Inserationsbeträge sind sofort bei Erscheinen der Anzeige fällig. Bei späterer Zahlung wird der am Tage der Zahlung gültige Zeitenspreis in Anwendung gebracht. Rabattsanspruch erlischt: d. verspät. Zahlung, Frage od. Renkung d. Auftraggeber.

Dienstag, den 18. Dezember

1923

Die Wahl des Ministerpräsidenten verzögert sich.

Noch keine Einigung der Linksparteien. — Das Wehrkreiskommando berichtigt die Regierung. — Sachsen bespitzt auch die bayerische Landespolizei. — Die Schupo statt die Separatisten auf der Anklagebank. Kreditbedürfnis der Reichsbahn.

Die zwischen der SPD. und den Kommunisten geführten Verhandlungen über die Rotenbildung sind bis zur Stunde noch nicht zu Ende geführt.

Die Wahl des Ministerpräsidenten
wird also vorerst noch nicht stattfinden. Sie ist in die Tagesordnung der heutigen Landtagssitzung auch nicht aufgenommen. Es stehen nur die kommunalistische Anfrage über die Aufhebung von Wahlbeschränkungen verbotener Parteien für die sächsischen Gemeindegemeinschaften und drei weitere kommunalistische Anfragen zur Beratung. Die Erwerbslosenfragen sind ebenfalls nicht in der Tagesordnung. Man setzt zu der Annahme, daß der Ausfall dieser Beratungen von Einfluß auf die Verhandlungen zwischen den beiden Linksparteien über die Rotenbildung sein werden.

Das Wehrkreiskommando muß wieder einmal Veranlassung nehmen, die sächsische Regierung zu bestrafen, daß sie es mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau nehme. In der Angelegenheit der

Beispielung der Reichswehr
hatte die Regierung eine Vorhellung gegeben, welche nach Angabe des Wehrkreiskommandos in mehr als einer Beziehung falsch ist. Dieses sieht sich insoweit zu einer Klärung veranlaßt, in welcher es u. a. heißt:

Die sächsische Regierung behauptet, daß sowohl Dr. Veitner wie Minister Diekmann anlässlich der Besprechung am 20. Mai mit Dr. Gehler nicht bestritten hätten, etwas von der Kontrolle der Reichswehr gewußt zu haben. Im Gegenteil sei von der sächsischen Regierung das vorliegende Material Dr. Gehler vorgelegt worden, der ein großes Interesse dafür gezeigt habe. Nur in bezug auf einen verheerenden bestimmten Fall äußerten sich die Minister dahin, daß er ihnen nicht bekannt war. Diese Behauptung enthält die Tatsachen. Richtig ist, daß eben auch lediglich dieser eine Fall von Beispielung zum Wehrkreiskommando zum Gegenstand einer Anfrage gemacht worden ist. Daß das von der sächsischen Regierung am 20. Mai vorgelegte Material auch überhaup nicht durch eine systematische Beispielung in die Hände der sächsischen Regierung gekommen war, war dem Wehrkreiskommando am 20. Mai unbekannt. Die sächsische Regierung behauptet weiter, daß das Wehrkreiskommando von der Nachricht über eine Sturmabteilung der Nationalsozialisten in Zwickau einmal durch einen Major Berner und dann durch den Regierungskommissar Meier Kenntnis erhalten hätte. Diese Behauptung ist unrichtig. Richtig vielmehr ist, daß nach den gemachten Feststellungen eine Meldung über die Frage kommenden Majors Berner beim Wehrkreiskommando IV bis zum heutigen Tage nicht eingegangen ist. Was Herr Regierungskommissar Meier anlangt, so hat er lediglich an den Militärbefehlshaber die Anfrage gerichtet, ob dem Wehrkreiskommando von dem Bericht der Bezirksstelle der Kreisbauhauptmannschaft Zwickau an die zuständige Staatsanwaltschaft etwas bekannt sei. Dieser Bericht bezieht sich auf die Vorgänge, die sich am 9. November 1923 in Zwickau, Reichendammstraße, wo eine Anzahl Ostentruerler versammelt waren, abgespielt haben. Aus diesem Bericht war zunächst nicht zu ersehen, daß das, was die sächsische Regierung über Verbindungen der Nationalsozialisten mit der Reichswehr in Zwickau der Öffentlichkeit mitgeteilt hat, mit diesen Vorgängen identisch war. Erst nach dem 13. Dezember von der Staatsanwaltschaft eingegangene Akten ließen dies erkennen. Erörterungen über diese Angelegenheit können nicht.

Die Steuererforderungen
haben das Reichskabinett und den Finanzminister gestern wiederholt beschäftigt, wobei der Ausschuss die Ansicht, daß Reichskabinett die

dritte Steuererforderung erneut in Beratung nahm. Der Ausschuss unterzog insbesondere die Umgestaltung der Einkommensteuer für 1924 einer genauen Prüfung. Wesentliche Änderungen wurden nicht vorgenommen. Möglicherweise ist mit einer Erhöhung der Freibeträge bei der Lohnsteuer über 12 Mt. hinaus für die Woche zu rechnen. Die dritte Steuererforderung, die heute im Kabinett beraten wurde, wird wahrscheinlich erst zwischen Weihnachten und Neujahr vom Reichsausschuss behandelt werden. Die Steuererforderungen des Reichsfinanzministers sind unter Vorbehalt der endgültigen Formulierung vom Kabinett grundsätzlich angenommen worden. Ueber die Einzelheiten der Aufwertungsfrage wurde ein Beschluß noch nicht gefaßt. Beratungen über die Verpflichtung der Aufstellung von Goldbilanzen und über die Verringerung von Bilanzfristen wurden geschnitten.

Die Auszahlung der Beamtengehälter

bereitet dem Reiche infolge der Verringerung der Ausgaben noch immer erhebliche Schwierigkeiten. Nachdem schon die Auszahlung der Gehälter am 17. Dezember nicht möglich war, und nur unter größten Anstrengungen die fehlenden Summen für den 21. Dezember aufgebracht werden können, zeigt sich schon jetzt, daß auch die Gehaltszahlung am 1. Januar nicht in vollem Umfange vorgenommen werden kann. Unter diesen Umständen wird wahrscheinlich auch am 1. Januar nur eine Zahlung für kurze Frist gemacht werden. Es wird erstens der Plan erzwungen, am 1. Januar die zur Verfügung stehenden Mittel

so zu verwenden, daß nach Möglichkeit nur Beamten bis einschließlich Gruppe 7 ein volles Monatsgehalt gezahlt wird, und daß die Beamten der höheren Klassen sich zunächst mit einem Monatsgehalt in Höhe der Bezüge der Gruppe 7 begnügen sollen. Diese Beamten sollen dann eine Anweisung auf eine im Laufe des Monats Januar noch auszusahlende Gehaltssumme erhalten, die je nach dem Einzuge von Mitteln eingestrichelt werden würde. Man strebt dahin, einen neuen Abgleich zwischen Reich und Ländern und dabei einen vollkommenen Umbau der Verwaltungen des Reiches und der Länder mit größter Beschleunigung vorzunehmen. Der amonareische Behördenapparat des Reichswirtschaftsministeriums, des Reichsarbeitsministeriums und die meisten Teile der übrigen Ministerien, die nur zur Bewältigung des bürokratischen Betriebes mit den Länderverwaltungen und -verwaltungen nötig sind, würden in Wegfall kommen.

Das Ziel des Abbaues

wird dahin formuliert, daß für die Verwaltung des Reiches, der Länder und Gemeinden höchstens die Zahl der Beamten der Vorkriegszeit abzüglich 10 v. D. möglich sein wird, und zwar entsprechend der Abnahme der Einwohnerzahl des Reiches gegenüber der Vorkriegszeit. Heute seien dagegen 10 bis 25 v. D. Beamte mehr da als im Jahre 1914.

Der deutsche Antrag auf Verhandlungen und die Antwort Poincares
werden jetzt im Wortlaut veröffentlicht. Beide Schriftstücke deuten sich im wesentlichen mit der

schon gestern von uns verbreiteten Inhaltsangabe, so daß die Wiedergabe des Wortlautes sich erübrigt.

Der Prozeß gegen die Düsseldorf-Schupo

wegen des Düsseldorf-Blutsonntags hat gestern begonnen. Auf die Anklagebank vor dem französischen Gericht gehören eigentlich die Matthes-Separatisten, welche Schuld daran sind, daß die Schupo mit der Waffe einrücken mußte. Statt dessen haben die Franzosen, die ja formallich der Separatistenbewegung „neutral“ gegenüberstehen (so wenigstens hat Poincare immer wieder und noch in den letzten Tagen wahrheitswidrig behauptet) 9 Dillische und 24 Wonnitz-Grünen Poitgen in den Anklagezustand versetzt, die wie gewöhnliche Verbrecher aneinander gefesselt vor das französische Gericht gebracht wurden. Die Anklage lautet: daß die Zusammenkünfte am 30. September nur auf das Verhalten der Schupo zurückzuführen sei, daß sich die demonstrierenden Separatisten „völlig ruhig“ verhalten hätten und daß sie erst durch das Erscheinen der Polizeibeamten, die sich aus der Kaserne in der Mühlenstraße nach dem Corneliusplatz begeben und dabei die Demonstranten „gezielt“ hätten, beunruhigt worden seien. Die Festnahme dieser beiden Polizeisten sei in völlig übertriebener Weise, verbunden mit solchen Verleumdungen über aggressive Absichten der Demonstranten, im Quartier der Schupo polizei verbreitet worden, dadurch hätten sich sämtliche Beteiligten gegen die Befehle der Leitungsdarmer verhalten, nach dem ausdrücklichen Ausdrücken der Schupo polizei an diesem Tage von der Erlaubnis des sächsischen Polizeidirektors Dr. Doss abhängig gemacht worden wäre.

Bei den sich darauf am Dindensburgrau abspielenden Kämpfen sei von zwei der Schupo polizei Angehörigen abstrichlich in die Wange geschossen worden. Dadurch seien verschiedene Personen verletzt worden. Außerdem seien bei dem Abtransport und der Vernehmung der von der Schupo polizei gemachten Gefangenen Verhandlungen vorgefallen. Ferner seien bei den später angeordneten polizeilichen Ermittlungen wissenschaftlich falsche Aussagen über die Beteiligung französischer Soldaten an den Vorgängen gemacht worden. Daher sei auf Grund des französischen Strafgesetzbuches und der Verordnung der Reichsregierung die Anklage erhoben worden.

Der Angeklagte Polizeimeister Döfner erklärte, nachdem er ein Bild zu der Vorgeschichte der bekannten Vorgänge entworfen hatte, auf Befragen, er habe nicht beobachtet, daß von der Polizei abgeführte Gefangene von anderen mitgehört worden seien, dagegen solche Mitteilungen durch das Publikum mit annehmen habe, Polizeimeister Engel gibt als Kommandeur der grünen Polizei an, daß anlässlich der separatistischen Kundgebungen die grüne Polizei möglichst zurückgehalten werden mußte, da einige Tage vorher zwei ihrer Beamten in Düsseldorf-Hill von Separatisten erschossen worden waren. Einen Befehl an die grüne Polizei zum Eingreifen habe er nicht gegeben. Daupmanus Wintermann von der grünen Polizei betonte, daß der Vorbehalt des Dr. Doss auf einer Konferenz am Sonnabend nicht in der Form eines Beschlusses gemacht worden sei. Als ihm gemeldet worden sei, daß in den Straßen die blaue Polizei zusammengehoben worden sei, habe er sich für berechtigt gehalten, die grüne Polizei einzusetzen, um die Ueberjollenen zu schützen. Er habe gesehen, daß auf die Polizei eingeschlagen wurde, und habe selbst einen Schlag bekommen.

Ueber den Fortgang des Prozesses werden wir berichten.

Die sächsische Hilfspolizei.

Dem Wehrkreiskommando wird mitgeteilt:

Die sächsische Polizei verfügt schon seit längerer Zeit über eine große Zahl von Reservisten. Diefem Schwachzustand ist es zum Teil zuzuschreiben gewesen, wenn in den vergangenen Monaten an vielen Orten die Sicherheit des friedlichen Bürgers, der Schutz von Privatbesitz und Gütern aller nicht genügend gesichert war.

Die zu Hilfe entsandte Reichswehr hat da, wo sie eingesetzt wurde, Wandel geschaffen und das Gefühl für Ruhe und Ordnung neu gestiftet. Jetzt nach ihrer Abberufung in ihre Standorte übernimmt die Polizei in erster Linie alle Aufgaben zur Sicherung von Ruhe und Ordnung. Um ihre geringe Stärke zu stärken, die Poststellen bis zur Heranbildung ausreichender Polizeierfahrungen auszugleichen, ist von dem Inhaber der vollziehenden Gewalt in Sachsen eine Hilfspolizei aufgestellt worden.

Diese Hilfspolizei setzt sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammen. Sie ist auf überparteilicher Grundlage gebildet. Sie steht fest auf dem Boden der Verfassung. Ihr Leitsatz soll sein, dem Vaterlande und der Allgemeinheit in der jetzigen bittersten Zeit zu dienen und Unruhen, die die Not nur noch größer machen können, unbedingt zu verhindern.

den Angehörigen der Bauernmeisterklasse als Dienstgradabzeichen keine Schultergefedern, sondern silberne Sterne vorn am Kragen getragen.

Aufstellungsorte für die Hilfspolizei sind Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Plauen, Glauchau und Riesa.

Mit Rücksicht auf die fehlende polizeiliche Vorbildung wird die Hilfspolizei im allgemeinen nicht im polizeilichen Einzeldienst verwendet. Sie bildet einen Rückhalt für die bestehende Polizei, die so in größtem Umfange zum Aufendienst verfügbar wird. Sie ist außerdem eine starke Reserve in der Hand der Staatspolizeiverwaltung, der sie unmittelbar unterstellt ist, um schnell in Städte und Teile des Landes versetzt zu werden, wo besonderer polizeilicher Schutz nötig wird.

Polizeilichen Schutz gewähren zunächst wie bisher die Polizeibehörden der Städte und die Amtshauptmann- bzw. Kreisbauhauptmannschaften mit den ihnen zur Verfügung stehenden Polizeikräften. An diese Stellen sind in erster Linie Anforderungen an polizeilichen Schutz zu richten. Eine Unterstützung durch weitere Polizeikräfte — Hilfspolizei — kann und wird auf Antrag vorgenannter Stellen, aus eigener Entschliessung der Staatspolizeiverwaltung oder auch auf Anweisung des Wehrkreiskommandos überall dort gewährt werden, wo besondere Hilfe notwendig ist.

Ungeachtet dieses Polizeischutzes im Lande bleibt dem Inhaber der vollziehenden Gewalt in der Reichswehr das stärkste und letzte Mittel, die Ruhe und Ordnung im Lande sicherzustellen. Die Reichswehr kann und wird auch weiterhin überall dort, wo Willkür und Gewalt durch Polizeischutz nicht niedergehalten werden können, eingesetzt werden.

Für die Mußestunde

Reue.

Ich weiß es wohl, ich hab' dich oft geträumt,
Wenn rascher Jora mein heißes Blut verführte;
Mit Tränen oft hast du vor mir gekniet,
Den hohen Blick, der leben andern rührte;
Demütig oft, mit mädchenhaftem Jagen,
Kast du die Händchen auf die Brust gelegt,
Ost hat ein Hauch von Ditteln, nicht von Klagen,
Die lieben Lippen süßend dir bewegt.
Ich aber stand, verbildet und bedört,
Vom Flug der Furien wie Orest umflogen,
Und tiefenhoch, vom wilden Sturm empört,
Schreul mir das Herz in ungehämten Wogen.
Ich sah dich weinen, süßen und erlösen,
Und stand und sah's und wandte das Gesicht;
Nach meiner Hand sah ich dich hehend lassen,
Und stand und sah's und lechzte sie dir nicht!
Nicht ist's vorbei! Nur nachts durch meinen Traum
Erst ich ein liebes, bleiches Bildnis schreiten,
Es ernt, so still — o Gott, ich kenn' es kaum,
Und doch gemahnt mich's an vergangene Zeiten!
Ich fahr' empör, ich möchte niederknien,
Im Saude nur das holde Bild zu sehn —
Es winkt, es neigt sich, mich emporzuziehen —
Vorbeil vorbeil! Ich soll dich nie mehr sehn!

Historisches von der Briefmarke.

In den schwerfälligen Zeiten unserer Väterzeit war es ein kostspieliges Ding, Briefe zu wechseln, und der Handel und Wandel litt darunter. Im Herbst des Jahres 1663 erließ König Ludwig XIV. seinem Staatsrat und Armen- und Postdirektor Sévigné das Privileg, zu Paris eine Art von Stempelbrief zu rufen. Dieses Institut verkaufte an seinen Schaltern um einen Sou sogenannte „billets de port payé“, die den Briefen eine freie Beförderung sicherten. Was für ein Aussehen diese ersten Postwertzeichen gehabt haben, wissen wir heute nicht mehr, denn es heißt von ihnen: „Sie sind um den Brief herum zu wickeln, auf daß der Beamte sie leicht bemerken und entfernen könne.“ Die Privatpost des Herrn von Sévigné ging bald ein, und die ersten Postwertzeichen hatten daher nur kurzen Bestand. Erst zwei Jahrhunderte später taucht in England wieder jener fruchtbar Gedanke auf, durch Verkauf von Postwertzeichen den Verkehr zu erleichtern, und er hat sich seitdem die ganze Welt erobert.

Der englische Buchhändler Salmers erlangte Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts genehmigte auslieferbare Briefmarken, aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe er die Fachmänner von dem Wert seiner Erfindung zu überzeugen vermochte. Rowland Hill, ein hervorragender Publizist, arbeitete unterdessen an einem Gedanken, der Hand in Hand mit der Erfindung Salmers die Einrichtung der Post mit ihren Grundzügen ändern mußte. Er dachte an ein billiges einheitliches Porto und schlug aus, die Postgebühren im voraus zu entrichten. — Jahrelang kämpfte Hill, der vorher außer jeder Verbindung mit der Post und ihrem Betriebe gestanden hatte, jäh und begeistert für seine Idee und er führte sie zum Siege. Im August 1839 nahm das Haus der Gemeinen die Vorschläge Hills und Salmers an, und bald darauf erschienen im Handel auch die gestempelten Briefbögen und die auslieferbaren Briefmarken.

Nur jünger ahmten die anderen Staaten das Beispiel Großbritanniens nach. Zu allererst trat Brasilien in die Schranken, dann folgten Finnland und die Stadtpost Petersburg. Österreich brauchte zehn Jahre, um sich zu seiner Postreform zu entschließen und mit ihm führten Preußen, Sachsen, Württemberg und die deutschen Kleinstaaten Briefmarken ein, nachdem Bayern mit gutem Beispiel vorangegangen war. Heute haben wohl alle Länder der zivilisierten Welt, ja selbst die erotischen Inselreiche Hinterindiens ihre eigenen Briefmarken.

Von einem wahrhaft verwirrenden Nechtum ist das Aussehen der Briefmarke. Kaum eines der Nützlichsten in seiner äußeren Erscheinung, in Form, Farbe, in Druck und Darstellung dem andern. Schon das Papier weist mannigfache Unterschiede auf; bald ist es glatt, bald rau; es ist dünn und ledern oder dick und filzig, gewickelt oder gerippt, mit bunten Seidenfäden durchzogen oder mit einem Wasserzeichen versehen. Man druckt die Briefmarken schwarz auf farbigem Papier oder bunt auf weißem, man schnidet sie in Holz, zeichnet sie auf Stein, schiebt sie in Kupfer oder Stahl und verwendet den Buchdruck oder die Lithographie zu ihrer Darstellung.

Das Darstellungsgebiet der Briefmarke ist fast noch reicher und mannigfaltiger als die Verwendung von Farben und Formen. In bunten Reihen wechseln Porträts der Landesfürsten mit Wappstein, Postkötter und Fahnen gruppieren sich um Hütern oder Schriftzeichen; territoriale Eigenheiten, kulturelle Ereignissen abgebildet. Die Vereinigten Staaten bringen die Bildnisse ihrer berühmten Bürger auf den Briefmarken an, Ägypten schmückt seine Postwertzeichen mit Pyramide und Sphinx, Panama mit einer Landkarte Mittelamerikas usw.

Die Forschung nach Art und Wesen der Briefmarke, das Studium ihres Ursprungs und ihrer Verbreitung hat zur Philatelie (Briefmarkenkunde) geführt. Seit diesen Jahren schon werden Briefmarken gesammelt, forschert, eingeschätzt und auf Echtheit und Wert geprüft. Berge von Zeitschriften, Büchern, Katalogen und Sammelwerken sehen den Markensammlern zu Gebote, und Hunderte von Vereinen pflegen die Philatelie. Fast jede Stadt hat ihre Briefmarkenhandlung, Ausstellungen werden veranstaltet und Markensammlern Andenken. Da kommt es dann vor, daß verwirrend hohe Preise für irgend eine Seltenheit gezahlt werden. Kein Wunder, daß Philateler eifrig an der Arbeit sind und harmlose Briefmarkensammler oft bluten müssen.

Der Erzähler.

Wandlungen der Welt. In einer Gesellschaft wurden haarsträubende Jagd- und Kriegsgeschichten erzählt. Ein alter Herr, der früher im wilden Westen Amerikas gelebt hatte, nahm schließlich, nachdem er lange zugehört, auch das Wort und berichtete: „Ich befand mich auf der Prärie, um zu jagen, als ich drei Nordhäute gewahrte, die mit hochgeschwungenen Tomahawks aus der Ferne auf mich loskamen, um mit dem besten Fleischstücke, das Lebenslicht auszublasen. Ich ließ, was ich tun konnte, bemerkte aber bald, daß ich den leuchtenden Feinden nicht zu entkommen vermochte. Da sah ich, daß einer der Verfolger in seinem Ager einen mächtigen Korkbaum

vor seinen Gefährten gewonnen hatte und mir bereits so dicht auf den Hals war, daß jeden Augenblick der vernichtende Streich erfolgen mußte. Rasch entschlossen wandte ich mich um, entriß dem Überraschten die Waffe, und ehe er noch recht zur Besinnung kam, wühlte er sich in seinem Blute — ein wohlgegerichtetes Messer von meiner Hand hatte seinem Leben ein Ende gemacht! Nach einer Weile kam auch der zweite Indianer mir auf den Leib; ermutigt durch den ersten Erfolg, griff ich auch diesen an, ein kurzer aber heftiger Kampf folgte, und die Reithaut brach tödlich getroffen zusammen. Jetzt blieb nur der dritte noch übrig, aber ich fühlte, daß mir die Kräfte schwinden, und daß ich nicht imstande sein würde, auch diesen Gegner zu überwinden, noch weniger ihm zu entfliehen. Dennoch wollte ich mein Leben so teuer wie möglich verkaufen, ich war fest entschlossen, meine letzte Kraft zu meiner Verteidigung aufzuwenden. Immer näher kam er heran, schon hörte ich das Rauschen seiner Brust, schloß ich seinen heißen Atem in meinem Nacken, da — „Schlagen Sie auch ihn tot!“ fragte ein ungebärdiger Zuschauer. — „Nein, er schlug mich tot“, antwortete gleichmütig der alte Herr und ging davon.

Der gelehrte Herr, Hermann Conring war einer der gelehrtesten Leute Englands, dabei aber von unscheinbarer verträglichster Figur. Er ließ seiner Frau die Wahl, ob er sie als Doktor der Gelehrtheit, der Rechtswissenschaft oder der Arzneikunde zum Altar führen sollte. Einst wurde er zu einem kranken Edelmann aus Land gerufen, und ein vierpänniger Reisswagen, der ihm von dem Edelmann geschickt wurde, kam vor seine Tür. Das kleine, buckelige Männchen schloß die Klappe hin und wunderte sich fünf Minuten lang höchlich, daß sich das Fuhrwerk nicht von der Stelle bewege. „Nun, woran schickst du mich?“ rief er endlich mit seiner Stimme aus dem Wagen heraus. — „Borax soll's sein!“ brummte der Fuhrer, „an dem Herrn schickst, den ich abholen soll.“ — „Was will er denn“, dachte Conring, „ich sage ja längst im Wagen!“ — „Er ist der Taufpater“, rief der Fuhrer. „Er ist also der Herr, auf den ich warte? Nun, bei meiner Treue! Seinetwegen wär's nicht notwendig gewesen, die Hengste anzupacken; ihn hätte ich auf meinen Armen forttragen können.“

Musikalisches Wettbewerbs im Altertum. Die Musik spielte bei den alten Griechen eine große Rolle, abgesehen von der Teil der Kunstreichen Beschäftigung des klassischen Zeitalters ist, dem wir heute am wenigsten Gedächtnis abzugewinnen vermögen, so weit und tief davon überliefert sind. Daß die Griechen sie trotzdem hochschätzten, dafür liegen viele Beweise schon in den ältesten Dichtungen vor. Auch musikalische Wettbewerbe wurden von ihnen bereits veranstaltet, scheinbar aber nicht Sängerkünste, sondern Wettkämpfe von Instrumentalisten. Vor längerer Zeit wurde in den Ruinen von Erphyra auf der Insel Gubba eine Inschrift gefunden, die uns Aufschluß darüber gibt, wie ein musikalischer Wettbewerb im alten Griechenland vor sich gegangen ist. Die Stadt Erphyra besaß, ein neues Fest für die Göttin einzuführen. Zu Ehren der Gottheit wurde ein großer Festtag und ein feierliches Opfer veranstaltet. Als Einleitung zu den Zeremonien sollte ein Wettstreit von Musikern stattfinden. Bei dieser Gelegenheit wurden den Egeern selbstverständlich auch Preise ausgesetzt. Ein Kitharode oder Saitenspieler erhielt als ersten Preis 200 Drachmen oder etwa 110 Mark. Der zweite Preisbringer empfing 150, der dritte 100 Drachmen. Der beste Flötenspieler wurde nur mit 50 Drachmen ausgezeichnet, der zweite mit 30, der dritte mit 20. Alle Teilnehmer an den Wettspielen erhielten jedoch aus dem Stadtschatz eine Entschädigung von einer Drachme. Die Vergütung war damals noch sehr wenig gewesen, denn die Drachme war zur Zeit des Verfalls nicht viel mehr wert als 55 Pfennig nach unserem Gelde.

Welt und Wissen.

Ursprung des modernen Hirschs. Die Kunststreichergesellschaften kamen aus Konstantinopel, wo zum erstenmal im 14. Jahrhundert jüdische Männer auftraten und ihre Kunst zeigten. Der Zug dieser Gesellschaft läßt sich durch die ganze damals bewohnte Welt verfolgen. Die Programmnummern eines Hirschs der Gegenwart enthalten kaum etwas, was nicht schon damals gezeigt worden wäre. Pfeil man die alten Berichte über jene Gesellschaft, unter welcher sich Seiltänzer, Akrobaten, Akteure an schrecklichen Maschinen und Schlangenschlingen, Feuerkünstler und Gaukler befanden, so darf man in der Tat ausrufen: „Es ist alles schon dagewesen!“

Der Helsen des Niagaraflusses. Nach Berechnungen eines amerikanischen Professors wird der Helsen, von dem der Niagarafall herabfällt, in ungefähr 200 Jahren vollständig verschwinden sein. Die Helsenmasse, welche zwischen den Jahren 1842 und 1875 an dem sogenannten Huisien-Fall durch das Wasser abgenutzt worden ist, betrug 18 500 Quadrastub. Die ganze Länge der Fälle des Niagara ist 2000 Fuß. Wenn durch das Wasser jährlich 28 Fuß von den Gesteinsmassen hinweggewaschen werden, so bedürfte es in der Tat nur 200 Jahre, um den ganzen Helsen des Niagaraflusses verschwinden zu machen.

Der Haisbaum. Dieses Einbild erscheint auf den ältesten Münzen Byzanz und steht in Verbindung mit einer Sage aus den Zeiten der Griechen. Als nämlich Hyagn von Phidias von Magedonen behergt wurde und während einer finsternen Nacht geflüchtet werden sollte, erschien plötzlich der Mond aus einer Wolke, so daß die Besatzung die Vorbereitungen zum Sturm bemerken und den Feind gehörig empfangen konnte. Infolge dieses Ereignisses errichteten die Byzantiner eine Statue zur Ehre Hecates, vor welcher beständig eine Lampe brennen erhalten wurde. Als die Türken unter Mohammed dem Zweiten die Stadt eroberten, fanden sie altenthalten dieses Embleme, und demselben irgendeine geheime Kraft zuschreibend, nahmen sie den Haisbaum in ihre Banner.

Ein Baum als Regenpender. Über eine botanische Merkwürdigkeit verriet, in der die Natur dem Lande ein wirksames Mittel gegen Dürre geschenkt hat, berichtet ein englisches Blatt. Der „Regenbaum“, der eine bedeutende Höhe und Breite erreicht, hat große Blätter, die die Eigenschaft besitzen, die Feuchtigkeit der Atmosphäre zu kondensieren und in Form von Regen niederzuschlagen. Wenn der Wasserstand der Flüsse in der trockenen Jahreszeit am niedrigsten ist, und die Höhe am stärksten ist, scheint die Kondensationsfähigkeit des Baumes auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein. Das Wasser läßt dann von den Blättern, fließt aus dem Stamm gleichmäßig und ununterbrochen und tränkt den verdorrten Boden rund um den Baum. Auch wenn das Wasser gesammelt und in Gräben nach entfernteren Orten für Bewässerungszwecke transportiert werden. Man hat festgestellt, daß ein einziger Baum durchschnittlich 40 Liter Wasser pro Tag liefert. Würde man ein Grundstück von einem Quadratkilometer mit 10 000 Bäumen bepflanzen, so könnte man einen Tagelohn von 1350 Hektolitern Wasser für Bewässerungszwecke erzielen, auch wenn man die Verdunstung mit in Betracht zieht. Der Regenbaum scheint auf Boden jeder Art zu gedeihen; er widersteht den härtesten klimatischen Schwankungen, beansprucht nur wenig Pflege und wächst sehr schnell. Es hat den Vorzug, als ob man, um eine Wähe urbar zu machen, nichts weiter zu tun brauchte, als den Regenbaum in möglichst zahlreichen Exemplaren anzupflanzen. Man ist zunächst, bei der Mangel an Bewässerung sehr wertlos macht. Würde durch systematischen Anbau dieses Baumes der Kultur wieder gewonnen werden.

Aus dem Tierleben.

Wie sich die Affen verhalten. Einen interessanten Beitrag zu der Streitfrage, ob die Affen eine Sprache besitzen, eine Frage, die von dem amerikanischen Affenforscher Garner auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen bejahend beantwortet worden ist, bildet die folgende Geschichte, die ein englischer Reisender erzählt. Der Engländer befand sich mit einem seiner Freunde auf der Jagd bei dem Dorfe Kholi in den Provinzen Ostindiens. Sie waren auf eine Gesele, schwarzäugigen Affen demütigen, von der Art, die die Indier „Langoo“ nennen. Es gelang auch, das Affen zu fangen, dabei wurde aber die Mutter getötet. Man band den Gesele an einen Baum neben der Hütte, die die Jäger dort wohnten. Am folgenden Morgen berichteten die eingeschlossenen Jägerbelegter voller Erregung, daß die Gesele im Gesele gesele versammelt seien und die Hütte umzingelt hätten. Als die Jäger heraustraten, wurden sie von dem Gesele und dem wütenden Schreie der Affen begrüßt, die mit drohenden Gesele ihren Ausdrück zu erkennen gaben. Einer der frühesten Menschen läßt sich aus der Gesele und kam in drohender Haltung herangefahren. Die Jäger traten in die Hütte, und auch die Affen zogen ab, kehrten aber mehrere Tage hintereinander wieder zurück, wobei sie immer vorrückender wurden und den Gesele zu befehlen suchten. Infolgedessen feuerten die Jäger mehrere Schrotschüsse ab, die auch die Hütte trafen, daß sich die männlichen Affen, die sich dem Gesele näherten, zurückzogen. Sie wurden indessen von den Affenweibern mit Gesele und mit Gesele, die offensichtlich Verachtung der Feindseligkeit ausdrücken sollten, empfangen. Die Affenmännchen waren vergeblich bemüht, durch entsprechende Bewegungen ihr Verhalten zu rechtfertigen. Da sie kein Verlangen zeigten, zu erneuertem Angriff vorzugehen, wurden sie von den Weibern erdarmungslos verprügelt. Einer der Affenmännchen nahm deshalb noch einmal seinen Mut zusammen und ging zum Angriff über. Ein erneuter Schrotschuß zwang es indessen, den Rückzug anzutreten; es wurde von den Weibern mit Vorwürfen überhaufen und schließlich mit Schimpf, Schande und Prügeln davongejagt. Der Vorgang wiederholte sich mit dem gleichen Ergebnis noch einmal. Schließlich waren die Jäger durch solche trübende Hartnäckigkeit befreit und fanden den Gesele von Baum. Der eine von ihnen nahm das Affen in den Arm und schritt zu der Affenherde. Das Gesele hörte sofort auf. Einer der Weibchen nahm das Affen, das ihm überreicht wurde, in die Arme und gab es einem andern Weibchen, das sofort daranging, das erschöpfte Affenkind zu nähren, worauf die ganze Gesellschaft das Weite suchte.

Ergebnisse mit Prärievögel. Der Prärievögel, erzählt ein alter amerikanischer Jäger in seinen Aufzeichnungen, ist ein wunderbar pflügendes Tier. Es folgt den Jägern den ganzen Tag, gewöhnlich in einer Entfernung von hundert Metern, bleibt stehen, wenn sie stehen bleiben, setzt sich wieder, wenn ein Wild geendet worden ist, und fährt fort, um den Witz zu verschlingen, sobald der Jäger weitergeht. Wenn ein Hirsch oder eine Antilope angefallen ist, verfolgen die Vögel das verwundete Tier auf der Stelle und reihen es oft zeitig genug zu Boden, daß der Jäger herbeikommen und es ihren gierigen Klauen wieder entreißen kann. Einmal Tages schloß ich einen Vögel, der so mager war, daß ich ihn auf dem Platz liegen ließ, ohne mir nur die Mühe zu nehmen, ihn aufzuschneiden. Erbs kleine Prärievögel hatten meine Aufmerksamkeit auf dem Tage mitgemacht, und bevor ich noch jünger sein konnte, entfernte ich mich, fürchten sie über das Tier her und singen an, es zu verschlingen. Als ich etwa fünfzehn Minuten später um mich blickte, sah ich, daß die Vögel mit wieder folgten. Da ich es kaum für möglich hielt, daß sie in so kurzer Zeit den ganzen Hirsch verschlungen haben könnten, kehrte ich zurück und sah zu meinem Erstaunen, daß nicht als einige Knochen und Haare übriggeblieben waren. Kurze Zeit darauf schloß ich einen schwarzköpfigen Hirsch, und da er auch sehr abgemagert war, nahm ich bloß die besten Rückenstücke und ließ das übrige unberührt. Ich ging dann weiter, fühlte mich ruhig auf einen Helsen nieder, und beobachtete das Treiben der Vögel. Sie flüchteten auf das Tier los, als ob sie dem Hungertod nahe wären, und sangen an zu jern, zu kurren, zu heulen und zu verschlingen, alles zu gleicher Zeit. Nach fünf Minuten ließen sie davon und ließen nichts auf dem Platz zurück, als das sorgfältig abgenagte Fleisch. Im Laufe des Tages verschlangen sie drei ganze Hirsche. Die Gelehrten dieser Tiere hat mich nicht in Erfahrung gebracht; nie konnte ich begreifen, wo sie alles das ließen, was sie verschlangen. Der Hase ist nicht so breit und nicht so wild wie der große graue Wolf, und der Mensch braucht sich vor einer ganzen Herde solcher Prärievögel nicht zu fürchten.

Bergangene Zeiten.

Alte Rechenbücher. Der Verfasser des ältesten deutschen Rechenbuchs war Ulrich Wagner, Bachmeister zu Rürnberg, der sein Buch 1429 durch den Druck veröffentlichte. Ihm folgte ein Werk „Rechenbuch und händliche Rechnung auf allen Rechenmannschaften“, Leipzig 1489, von Johannes Widmann, „Der Kreyß Doctor in Oger“. Im sechzehnten Jahrhundert verfaßte der Stadtschreiber von Oppenheim, Jacob Köbel, „Vnna neue geordnet Rechenbüchlein uff den Rechen mit Rechenpfennigen“, Oppenheim 1514. Auf dem Folgtitel des Titelblattes sind zwei Personen abgebildet, die nach Rechenpfennigen rechnen. Von demselben Verfasser rührt auch die erste deutsche Schulgeometrie her: „Von Ursprung der Teilung, Maß und Messung des Ertrichs, der Oger, Rynngarten und anderer Weider, in was Form und Gehalt die sein, und wie man die nach wazer Rhumb messen und rechnen solle“, Oppenheim 1522. Bald nachher erschien Albrecht Dürers „Underweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheit, in Linien, ebenen und runden Corporen“, Nürnberg 1525. Albrecht Rechenbüchlein erschien in Augsburg 1514, wurde aber bald verdrängt durch Adam Rieses Rechenbuch, das sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch erhielt. A. Riese von Staffelstein bei Bamberg (geb. 1489) war 1521 bürgerlicher Rechenmeister in Erfurt und starb 1559 als 70-jähriger in St. Annaberg. Seine Rechnung auf der Linien, in wozu man es pflegt zu fern in allen Rechenbüchern grundlich begriffen usw.“ erschien 1518. Die Arithmetik lehrt Leben Speziell: Numerieren, Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren, Dividieren und schließlich noch die Prozedura. In dem Widmannschen Rechenbuche wurde noch eine merkwürdige Speziell: „Radice quadrata“ (Wurzel ausziehen) gelehrt. Von den Konkurrenten des Riese's „Rechenbuch“ nach Johann Brandts „Künliche Rechnung“, Köln 1532, und Simon Jacobs „Rechenbuch“, Coburg 1550, genannt zu werden.

Unpünktliche Zustellung

unserer Zeitung wollen unsere Leser sofort der Geschäftsstelle melden.

